

KARL-HEINZ KRONAWETTER

MICHAEL LANGER

(Hg.)

Von Gott und der Welt

Ein theologisches Lesebuch

Verlag Friedrich Pustet
Regensburg

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

www.pustet.de

ISBN 978-3-7917-2142-2

© 2008 by Verlag Friedrich Pustet, Regensburg

Umschlaggestaltung: Martin Veicht, Regensburg

Umschlagmotiv: Dom zu Monreale/Sizilien, Deckenfresko (Detail)

Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg

Satz: Vollnhals Fotosatz, Neustadt a. d. Donau

Printed in Germany 2008

Inhalt

Bischof Alois Schwarz

Geleitwort 9

Karl-Heinz Kronawetter / Michael Langer

Vorwort 11

Hans Urs von Balthasar

Weltliche Schönheit und göttliche Herrlichkeit 15

Joseph Ratzinger

Der Mensch als Projekt Gottes 21

Robert Spaemann

Deszendenz und Intelligent Design 36

Karl Lehmann

Neuer Mut zum Kirchesein 42

Jörg Splett

Der Schmerz und die Freude.

Erwogen mit Clive Staples Lewis 50

Hans Maier

Christliche und menschenrechtliche Freiheit.

Gegensätze und Gemeinsamkeiten 60

Christoph Schönborn

Vom Mythos zur Realität 69

Klaus Hemmerle

Einheit und Schöpfung.

Sein und Dasein eucharistisch verstanden:

eine neue Weltsicht 81

<i>Eugen Biser</i> Der Mensch unter dem Anspruch des bedingungslos liebenden Gottes	89
<i>Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz</i> Eros und Christentum. Ein Spannungsfeld mit Zukunft?	96
<i>Walter Kasper</i> Vom Wandel der ökumenischen Situation	106
<i>Gottfried Bachl</i> Kreuzertretung. Zu einem Gedicht von Christine Lavant	115
<i>Johann Baptist Metz</i> Gottesrede „mit dem Gesicht zur Welt“	125
<i>Kurt Koch</i> Kirche der evangelischen Räte. Grundversuchungen der Kirche und ihre geistliche Therapie	135
<i>Karl Matthäus Woschitz</i> Homo viator: Der Mensch und das Mehr-als-Menschliche. Variationen zu Weg und Wanderschaft	145
<i>Karl Josef Kuschel</i> Der Künstler zwischen Christusrolle und Judasrolle. Oscar Wilde – Rainer Maria Rilke – Gottfried Benn	157
<i>Johannes Gründel</i> Impulse für eine theologisch begründete Beziehungsethik	175
<i>Alex Stock</i> Poetische Theologie	187
<i>Erich Zenger</i> Das große Gottesbuch. Plädoyer für ein neues Verständnis des Alten Testaments	197

<i>Thomas Söding</i> Gotteswort durch Menschenwort. Das Buch der Bücher und das Leben der Menschen	212
<i>Eberhard Schockenhoff</i> Was heißt menschenwürdig sterben?	224
<i>Elisabeth Jünemann</i> Gerechtigkeit um der Freiheit willen. Die zehn Gebote des Alten Testaments zum Schutz von Freiheitsräumen	235
<i>Medard Kehl</i> Testfall Bittgebet. Gottes Handeln in der Welt	246
<i>Manfred Scheuer</i> Mystik und Politik. Zur spirituellen Basis des gesellschaftlichen Engagements	257
<i>Bertram Stubenrauch</i> Jesus. Die Umkehr. Der Geist. Papst Benedikts christologische Vision	270
Herausgeber und Autoren	282
St. Georgener Gespräche 1984–2008 Referenten- und Themenübersicht	284

EUGEN BISER

Der Mensch unter dem Anspruch des bedingungslos liebenden Gottes

Wenn der Christusglaube in den Herausforderungen der Gegenwart Gottes bestehen will, muss er ein „schöpferisches Gott-Verstehen“ entwickeln und seine Überlegenheit über alle konkurrierenden Angebote unter Beweis stellen. Das kann er nur, wenn er mit Hilfe seines Gottesbegriffs als die unüberbietbare Spitze aller religiösen Angebote begriffen wird, also als jene Aussage, die alle anderen übergreift und selbst die gegnerischen mit seiner Positivität überstrahlt. Auf die Frage, worin die Positivität besteht, gibt es nur eine Antwort: im Glauben an den bedingungslos liebenden Gott, der allem, was je über ihn gedacht und gesagt wurde, zuvorkommt und selbst den Atheismus in seine Aussage einbegreift.

Ein solcher Gott hat keine Gegner, weil er auch die Abtrünnigen und Widersprechenden in seine Liebe aufgenommen hat und noch immer aufnimmt.

Zwar wachsen dem Atheismus wie der lernäischen Schlange immer neue Köpfe nach; doch kommt ihm die Kreativität des Glaubens ständig zuvor, weil sie auf jenen Anfang zurückgeht, der alle Anfänglichkeit übergreift. Die Tiefe dieser Anfänglichkeit hat Paulus im Hymnus seines Römerbriefes ausgelotet, wenn er in die Worte ausbricht: „O Tiefe des Reichtums, der Weisheit und der Erkenntnis Gottes! Wie uner-

gründlich sind seine Entscheidungen, wie unerforschlich seine Wege! Wer hat den Sinn des Herrn erkannt, oder wer wäre sein Ratgeber gewesen? Oder wer hätte ihm etwas gegeben, was ihm Gott zurück-erstaten müsste? Denn aus ihm und durch ihn und für ihn ist alles. Ihm sei Ehre in Ewigkeit.“ (Röm 11,33–36)

Wenn es in dieser Zeit der fehlenden Initiativen einen Quellgrund neuer Aufbrüche gibt, dann liegt er zweifellos hier, in diesem Wort von der bedingungslosen und alles Gegnerische überstrahlenden Liebe, die Paulus fragen lässt: „Was kann uns trennen von der Liebe Christi? Bedrängnis, Not, Verfolgung, Hunger oder Kälte, Gefahr oder das Schwert?“ Und die ihm das Bekenntnis auf die Lippen legt: „Ich bin gewiss, dass weder Tod noch Leben, weder Engel noch Mächte, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Gewalten der Höhe oder Tiefe noch irgendeine Kreatur uns trennen können von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserm Herrn“ (Röm 8,32.38f).

Das ist jener Gott, von dem das Lukasevangelium in deutlicher Überbietung des Matthäuswortes von dem Gott, der seine Sonne aufgehen lässt über Böse und Gute und der regnen lässt über Gerechte und Sünder (Mt 5,45), sagt, dass er sogar gütig ist gegenüber dem Undankbaren und Bösen (Lk 6,35). Dabei wird die Undankbarkeit mit vollem Bedacht noch vor der Bosheit genannt. Denn der Undankbare verdrängt die mit seiner Geschöpflichkeit gegebene Tatsache, dass er alles bis in seinen letzten Atemzug hinein der Gewährung Gottes zu danken hat und deshalb nie vergessen dürfte, wie sehr er aus dieser beständigen Zuwendung lebt. Mit dieser Kontinuität kann die Bosheit nicht Schritt halten, da sie einer punktuellen Herausforderung bedarf, um sich zu ihrer Aggressivität steigern zu können. Indessen bedarf es dieses Kontrastes, wenn die volle Tiefe der Dankbarkeit zum Vorschein gebracht werden soll. Diese ist erst dann erreicht, wenn das „Wunder des Seins“, wie man im Anschluss an Hans Georg Gadamer sagen könnte, in seiner ganzen Größe und Tiefe gewürdigt wird. Dazu gehört nach der Schlaueit der Paradiesesschlange vor allem aber auch das Einverständnis mit dem Tod. „Keinesfalls werdet ihr sterben“, redet diese den von ihr verführten Stammeltern ein, „vielmehr werden euch die Augen aufgehen, und ihr werdet sein wie Gott“ (Gen 3,5). Sein wie Gott.

Das ist nach Maurice Blondel das große Dilemma eines Gottseins mit und für Gott oder eines Gottseins ohne und gegen ihn. An diesem Kernsatz der Immanenzapologetik, wie sie Eugen Seiterich bezeichnete, scheiden sich die Geister. Er bringt den Urkonflikt der Menschheitsgeschichte zum Vorschein. Darauf müssten alle übrigen Gegensätze und

Widersprüche zurück bezogen werden, weil sie in ihm ihren innersten Anlass haben. Dabei geht es nicht nur um die Erklärung der das Dasein tragenden Dissense, sondern um die ungleich tiefer vorstoßende Alternative, die Hamlet in die Worte fasst: „Sein oder Nichtsein, das ist hier die Frage.“ Denn der Mensch, den niemand fragte, ob er überhaupt ins Dasein treten will oder nicht, lebt entweder im Einverständnis damit oder in ständiger Auflehnung und im Aufruhr dagegen. Hier muss seine Fundamentalentscheidung fallen: die Entscheidung zwischen einem Leben der „Annahme seiner selbst“, wie es Romano Guardini formulierte, oder des ständigen Aufbegehrens dagegen. Auf etwas niedrigerer Ebene spiegelt sich das im Konflikt mit dem europäischen Atheismus und dem im Verhältnis zu ihm erforderlichen Zeichen der Verständigung, aber auch in der Frage, was es heißt, dass der Mensch unter dem Anspruch des bedingungslos liebenden Gottes steht.

Woher wissen wir, dass Gott uns bedingungslos liebt? Schon durch die Weisheit eines neunjährigen Kindes, das sich Gott so vorstellt, dass er in seiner Freude glänzt.

Das steht im Widerspruch zur gesamten Menschheitstradition, die jahrhundertlang mit einem ambivalenten, ebenso gütigen wie schrecklichen Gott gerechnet und damit den Unterschied zwischen Christentum und den übrigen Weltreligionen bis zur Unkenntlichkeit eingeebnet hat.

Es steht aber umgekehrt im noch schärferen Gegensatz zur Botschaft der Evangelien, besonders der johanneischen Schriften, die sich zu der Gewissheit, dass Gott „Liebe ist“ (1 Joh 5,8) erhoben und damit auf ihrem Höhepunkt Gott und Liebe zusammengedacht haben. Das geschieht vor allem in den Ich-bin-Worten: Ich bin das Brot des Lebens, das Licht der Welt, der Weg, die Wahrheit und das Leben, in denen das performative Johannesevangelium am deutlichsten an das Geheimnis des bedingungslos liebenden Gottes heranreicht und sein Zeugnis zu einer Selbstaussage steigert. Das fasst der große Johannesbrief in den Satz: „Furcht ist nicht in der Liebe; vielmehr treibt die vollkommene Liebe die Furcht aus“ (1 Joh 4,18). Den ersten Halbsatz hat Werner Bergengruen, um mit einem Dichterwort zu beginnen, wie ich dann auch mit einer Dichtung schließen werde, in seinen Roman „Am Himmel wie auf Erden“ in Szene gesetzt, in der der Kammerjunker Ellnhof er gefasst in den ihm von seinem Landesherrn auferlegten Tod geht, weil er sich vorwerfen muss, bei dem Versuch, seine Braut zu retten, nur furchtsam und halbherzig, nicht aber, wie es die Liebe erfordert, bedingungslos geliebt zu haben.

Doch worin besteht die Herausforderung durch diesen suprematischen Gedanken? Darin, dass er unsere rationale Fassungskraft über-

steigt, dass wir, durch unsere Liebesunfähigkeit gehindert, uns nicht zu ihm erheben können. An dieser Stelle wird Gott für uns aktiv. Denn: „nicht darin besteht die Liebe, dass wir Gott geliebt haben, sondern darin, dass er uns geliebt und seinen Sohn als lebendigen Beweis seiner Liebe für uns hingegeben hat“ (1 Joh 4,10). In Christus steigt Gott zu uns in unserem Elend herab, um uns zu zeigen, wie sehr ihm dieses zu Herzen geht, und um uns aufzuhelfen. Eine todlose Welt zu schaffen, ist auch Gott unmöglich; denn sie wäre ein zweiter Gott und ist daher ausgeschlossen. Die mögliche Welt – wie die unsere – ist dagegen endlich. Und Gott beweist uns sein Entgegenkommen dadurch, dass er sie zum Ort, um nicht zu sagen zum Schauplatz seiner Selbsterniedrigung und der Selbstentäußerung seines Sohnes werden lässt (Phil 2,5–11).

Abhilfe schafft in diesem Dilemma somit der, der uns dieser Unfähigkeit enthebt, indem er uns in seiner Liebe zu sich erhebt und an sich zieht. Wir müssen uns von seiner Liebe ergreifen und überwältigen lassen, um jene Freiheit zu gewinnen, die (nach Joh 8,32) von der Wahrheit ausgeht; denn „die Wahrheit wird euch“ – so das Motto der Freiburger Universität – „frei machen“. Doch nicht etwa, wie sich der nach Schiller „und wär' er in Ketten“ geborene Mensch fragte, „frei wovon“, sondern richtiger und vor allem christlicher „frei wozu“?

Zuerst für die Wahrheit selbst, der so vieles, gerade in der heutigen Lebenswelt mit ihrer verwirrenden Vielfalt von Ideologien, Heilsangeboten, besonders aber die ihr mit ihrer bis zur Symbiotik gehenden Medienabhängigkeit entgegensteht. Sie verführt den Menschen zu einem Leben aus zweiter Hand, entwöhnt ihn der für ihn lebenswichtigen Primärerfahrungen und verurteilt ihn so zum medialen Tod.

Frei aber vor allem für Gott, der zwar im Zentrum des Lebens Jesu, aber so, wie er gesehen und angenommen sein will, nicht im Zentrum der heutigen Lebenswelt steht. Er ist aus dem Interessenfeld des modernen Menschen herausgefallen. Außerhalb des Kirchenraums ist, abgesehen von Derivaten, von ihm kaum noch die Rede. Der für den Menschen Wichtigste und Hilfreichste ist kein Thema mehr. Weil das Herz nicht mehr von ihm voll ist, fließt der Mund nicht mehr von ihm über. Wir erleben, erschreckt und betroffen, die religiöse Sterilität des Medienzeitalters.

Frei aber auch für den Menschen, dem sich Jesus als Retter, Helfer und Lehrer zuwendet. Als Retter, der ihn aus seinen Verstrickungen herausholt und ihn vor Abstürzen in immer neue Formen der Unfreiheit und Versklavung bewahrt. Als Helfer, der ihm zu sich selbst, dem Sinn seines Lebens und zur Standfestigkeit in den Versuchungen der nur noch auf

Nutzen und Gewinn bedachten Lebenswelt verhilft. Und als Lehrer, der ihm Wegweisung und Orientierung gibt. Und dies vor allem durch seine Botschaft vom kommenden und in ihm bereits angebrochenen Gottesreich. So schon in seinen ungemein kühnen Seligpreisungen: „Selig ihr Armen – euch gehört das Reich Gottes! Selig ihr Hungernden – ihr werdet satt werden! Selig ihr Weinenden – ihr werdet lachen!“ (Lk 6,20f).

Was er mit diesen Fanfarenstößen intoniert, entfaltet Jesus in seinen Gleichnissen, deren Stoffe er nicht wie Platon der Ideenwelt, sondern seiner agrarischen Umwelt, man denke nur an das von der Aussaat, von der selbst wachsenden Saat und vom Schatz im Acker, aber auch der Geschäfts- und Lebenswelt seiner Zeit entnimmt. Dabei ist er selbst, wie schon Origenes erkannte, ebenso der autologos und die autosophia, wie die autobasileia, und, wie es Eduard Schweizer in unseren Tagen wiederholte, das Person gewordene „Gleichnis Gottes“.

Weil er Person ist, kommt es darauf an, sich mit Karl Adam von seinem „zündenden und weckenden Blick“ treffen und aus der depressiven und resignativen Mentalität der Gegenwart herausholen zu lassen. Denn am heutigen Menschen zehrt die letztlich seiner Todverfallenheit entstammende und von ihr immer neu suggerierte Angst. Ihm gilt daher der Appell Jesu: „Keine Angst, glaube nur!“ Wir leben, wie der englische Literat Auden sagte, in „The Age of Anxiety“, im Zeitalter der Angst, auch wenn diese auf noch so perfekt erscheinende Weise verdrängt wird. Deshalb muss das Christentum als die Religion der Angstüberwindung neu entdeckt und zur Geltung gebracht werden, nachdem es jahrhundertlang als Religion der Angstsuggestionen die Menschen belastete und verstörte. Unter diesem Eindruck meldeten sich, wie Neil Postman registrierte, zwei Zeitzeugen zu Wort. George Orwell mit seinem „1984“ und Aldous Huxley mit „The Brave New World“. Der eine fürchtete, dass Bücher verboten, Informationen vor-enthalten und Wahrheiten verheimlicht werden. Er fürchtete Kontrolle unter Zufügung von Schmerz, vor allem aber unsere Zugrunderichtung durch das uns Verhasste. Dagegen fürchtete der andere – Huxley – die Anbiederung an die Unterdrücker, die Überhäufung durch Informationen, stimuliert durch das fast grenzenlose Verlangen des Menschen nach Zerstreuung. Er fürchtete Kontrolle durch Erzeugung von Lust und unsere Zugrunderichtung durch Annehmlichkeiten. So ist der Mensch, wie gerade heute deutlich wird, das uneingelöste, nur durch den bedingungslos liebenden Gott einzulösende Versprechen. Er ist gebrochen, einer Liebe bedürftig, die er innerweltlich nicht findet. So verfällt er der von Kierkegaard diagnostizierten Verzweiflung, die nur durch die von

Gott gewirkte „Heilung von Grund auf“ überwunden werden kann.

Diesem Verlangen kommt Gott durch Jesus entgegen, sofern dieser sein Menschsein absolut lebt. Denn Jesus ist das leibhaftige Spürbarwerden Gottes in dieser Welt. Das ist der Grundimpuls seiner Reich-Gottes-Botschaft. Reich Gottes heißt: Er nimmt uns in sich und damit in Gott hinein. Darin besteht die große, von ihm bewirkte Kehrtwende. Denn Gott gibt stets mehr, als wir von ihm erwarten. Und er beschenkt uns vor allem damit, dass er uns in sich hineinnimmt und uns einwohnt. Mit einzigartiger Sprachgewalt hat Symeon der Neue Theologe – „ne1“, weil der Titel „der Theologe“ schon an Gregor von Nazianz vergeben war – das Glück der Einwohnung zum Ausdruck gebracht. So mit den Worten: „Wieder leuchtet mir das Licht. Wieder schaue ich es in seiner Klarheit. Wieder weilt der, der über allen Himmeln ist und den kein Mensch je gesehen hat, in mir. Nicht entriegelt er die Himmelstür, nicht bricht er sich Bahn durch die Nacht, nicht durchschlägt er das Dach meines Hauses; nein, ohne irgend etwas zu durchdringen, weilt er bei mir, dem Armen, mitten in meinem Geist, mitten in meinem Herzen.“

Auf dem Mysterium der Einwohnung liegt daher ein ganz besonderer Akzent. Sie macht unser Glück, unseren Reichtum und unsere Tatkraft aus. Wer von Gott erfüllt ist, wird fähig, die „Last Gottes“ und der Welt, aber auch die Last des eigenen Lebens auf sich zu nehmen. Es ist eine bekannte Erfahrung, dass dem Liebenden Kräfte zuwachsen, die seine naturale Kompetenz übersteigen. Denn die Liebe ist nicht nur, wie das Hohelied versichert, „stark wie der Tod“ (1 Hld 8,6), sondern stärker als seine Vernichtungsgewalt. Sie befähigt zu den größten Opfern, selbst zu dem des eigenen Lebens. Aus diesem Grund verlangt das der größten Liebeserfahrung entstammende Motiv der Einwohnung danach, zum Zentrum einer zeitgerechten Spiritualität aufgewertet zu werden.

Bei alledem kommt es darauf an, die Liebe Gottes so radikal anzunehmen, wie sie uns gegeben ist und sie in dieser Form dann auch weiterzugeben. Ihr ist es nicht genug, Hindernisse aus dem Weg zu räumen und Brücken zu schlagen. Sie geht vielmehr selbst den von ihr gebahnten Weg. Und sie vermag das, weil sie in unseren Existenzakt eingeht, um dort das zu leisten, wozu wir von uns aus nicht fähig sind. Dort löscht sie den glimmenden Docht nicht aus; dort bricht sie das geknickte Rohr nicht ab; vielmehr facht sie an und befestigt sie (Mt 12,20). So erweist Jesus uns eine Liebe, die umhegt, ohne zu beengen, die wärmt, ohne zu bedrängen, und die beschirmt, ohne zu beschweren, die also selbstvergessen im Dienst am Menschen aufgeht, weil sie weiß, dass ihm nur durch diese Zuwendung zu helfen ist. In dieser Zuwendung ereignet

sich das große Gotteswunder, die Fühlung des Herzschlags des Christentums. Denn Jesus unterscheidet sich von den übrigen Religionsstiftern nicht nur durch seine alle, auch deren Folgen überstrahlenden Wirkungen, sondern vor allem dadurch, dass er in diesen persönlich präsent und gegenwärtig ist.

Das verleiht diesen einen eigenen, alles andere überstrahlenden Stellenwert. Denn soviel von seinem Geist, seiner Effizienz und seiner Menschenfreundlichkeit fortlebt, ungleich wichtiger noch ist die Tatsache, dass er in ihnen fortwirkt und gegenwärtig wird. Sie sind erst dann voll begriffen, wenn man diese Präsenz in ihnen wahrnimmt. Auf den Wirkungen Jesu liegt ein eigener Glanz, der Abglanz seiner Gegenwart in ihnen. Kafka sprach in einem seiner unvergesslichen Worte von dem „lichten Abgrund“, der danach schreit, ausgefüllt zu werden. Wenn dieser Abgrund mit der Erfahrung des liebenden Gottes ausgefüllt wird, beginnt der Liebende selbst, in ihm zu wirken. Dann bleibt uns nur noch, das zu tun, was der johanneische Brief mit dem Wort von uns fordert: „Wir haben uns der Liebe anvertraut, die Gott zu uns hegt“ (1 Joh 4,16).

Dem entspricht, um, wie zu Beginn in Aussicht gestellt, mit einem dichterischen Bild zu schließen, der Höhepunkt in Dostojewskijs Roman „Die Brüder Karamasow“, wenn Aljoscha, der „Engelgleiche“ unter ihnen, bestürzt vom Leichengeruch, der sich im Sterbezimmer seines geliebten Starzen ausbreitet, in die Nacht hinausstürzt und dort angesichts des leuchtenden Sternenhimmels die „Berührung mit anderen Welten“ erlebt. Als schwacher Jüngling hat er sich zu Boden geworfen; als ein für den bevorstehenden Lebenskampf gerüsteter Kämpfer aufgerichtet.

So stehen wir alle unter dem Anspruch des bedingungslos Liebenden, der mit dieser mystischen Berührung letztlich gemeint ist, um ihn in uns aufzunehmen, um uns von seiner Kraft aufrichten und von seinem Geist und seiner Liebe erfüllen zu lassen.